

Stephanie Lavorano,
Carolin Mehnert,
Ariane Rau (Hg.)

GRENZEN **DER ÜBERSCHREITUNG**

Kontroversen
um Transkultur,
Transgender und
Transspecies

Aus:

Stephanie Lavorano, Carolin Mehnert, Ariane Rau (Hg.)

Grenzen der Überschreitung

Kontroversen um Transkultur,
Transgender und Transspecies

Oktober 2016, 278 Seiten, kart., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-3444-0

Transgender, Transkulturalität, Transnationalität – Konzepte des Trans erleben eine politische und wissenschaftliche Konjunktur. In ihnen geht die Forderung nach einer Öffnung von soziokulturellen Identitäten auf. Doch die fluide gewordenen Grenzen von nationalen, sozialen und körperlichen Räumen drohen sich in Traditionen und Neorassismen erneut zu verfestigen:

Werte der bürgerlichen Kleinfamilie wie rechtspopulistische Positionen werden immer wieder thematisiert und in verschiedenen medialen und sozialen Kanälen reproduziert.

Die Beiträge des Bandes fragen: Durch welche Prozesse essentialisieren sich Transkonzepte – an welchen Grenzen zerbrechen sie?

Stephanie Lavorano (M.A.) promoviert und lehrt an den Universitäten Gießen und Tübingen.

Carolin Mehnert (M.A.) promoviert an der Universität Tübingen. Sie betreut das Forschungsprojekt »Körper im Visier«.

Ariane Rau (M.A.) forscht zu Konzepten der Transkulturalität innerhalb der aktuellen globalen Literaturen in Berlin und Tübingen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3444-0

Nachwort: Was kommt? Was bleibt?

Zur Zukunft der Trans_Konzepte

DOROTHEE KIMMICH

Überlegungen, die sich an diesen Band sinnvoll und produktiv anschließen könnten, sind nicht ganz leicht anzustellen. Einen Ausblick auf das Kommende bieten zu wollen, ist immer schwierig. Die Frage, was nach ›trans‹ kommt, ist ähnlich schwer zu beantworten wie diejenige nach dem Nachfolger der ›Post‹-Konstruktionen.

Während uns Transgender, Transkulturalität und Transhumanismus erst seit wenigen Jahren begegnen und herausfordern, sind wir mit einer Vielzahl von anderen ›Trans‹-Bildungen vertraut. Dazu gehören nicht nur Transporter und Transfer, sondern auch die *translatio imperii*, die Transzendenz und vielleicht die Transhumanz, die Wanderweidewirtschaft in den europäischen Gebirgslandschaften. Im herkömmlichen Sinne markieren die Komposita mit ›trans‹ einen dynamischen Aspekt der Bewegung von einem Punkt zum anderen und suggerieren zugleich ein ›Hinüber‹, eine Art Brückenschlag. Immer werden dabei gewisse, nicht klar benannte Hindernisse, Grenzen oder Trennlinien impliziert, die es zu überwinden, zu ›transzendieren‹ gilt; sei es der Übergang von der realen, sinnlichen Welt in übersinnliche Bereiche, sei es ein Gebirge oder auch nur eine erhebliche Wegstrecke als solche. Auch dort, wo von einer räumlichen Bewegung im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein kann: Bei der *translatio imperii* etwa oder auch der Transzendenz wird ein symbolischer Schritt im Raum assoziiert, bei dem immer auch zeitliche, nicht selten eschatologische oder historische Aspekte mitschwingen. Trans-Begriffe, so sollte man nicht ganz aus den Augen verlieren, konnotieren also auch einen zeitlichen Aspekt, implizieren einen Aspekt der Wegstrecke, die es zurückzulegen gilt, eine Metamorphose, die man durchlaufen muss.

Relevant für kulturtheoretische Reflexionen im engeren Sinne wurden ›Trans-Konzepte‹, also etwa Transnationalität, Transkulturalität oder Trans-

gender, erst in dem Moment, in dem die zu überschreitenden Grenzen, die zu transzendierenden Entitäten als Einschränkung, ideologische Verblendung, Herrschaftsformation oder affirmative Systemreproduktion angesehen wurden. Dabei ist die vielfach diskutierte Problematik, die darin besteht, dass nur stabile und relevante Grenzen überhaupt transgrediert werden können und zudem dieser Akt selbst so etwas wie eine Bestätigung der bestehenden Systeme sein kann, nur dann ein Problem, wenn die Identitäten, die Systeme, die Ordnungseinheiten als fundamental dysfunktional oder gar schädlich angesehen werden.

Dies lässt sich etwa am Beispiel der Debatte über Kultur, Interkulturalität und Transkulturalität zeigen: Während sowohl die Interkulturalitätsforschung als auch die *postcolonial studies* der 1990er Jahre noch mit einem tendenziell eher totalisierenden, homogenisierenden Kulturkonzept gearbeitet haben, lassen sich die gegenwärtigen kulturellen Prozesse vor diesem Horizont eines ›sozialen Totalphänomens‹ (Mauss 1968) nicht mehr abbilden. In einer globalisierten Welt können Kulturen nämlich weder eindeutig territorial verortet noch an homogene Gemeinschaften gebunden werden. Daher wurden für eine Neubestimmung des Kulturbegriffs nun vor allem solche Konzepte und Modelle herangezogen, mit denen sich die Kulturwissenschaften im Rahmen der Transkulturalitätsforschung programmatisch vom Denkansatz der Interkulturalitätsforschung verabschiedet haben.

Während die Interkulturalitätsforschung Kulturen als ›Inseln‹ oder ›Sphären‹ (vgl. Welsch 1999) begreift, in denen es lediglich an den Außengrenzen zu Austauschprozessen kommt, postulierte das Konzept der Transkulturalität eine Öffnung: Dynamisierung und vielfältige wechselseitige Durchdringung der Kulturen führen zu weitreichenden Dislozierungen. Begriff und Konzept der Transkulturalität lassen sich auf den kubanischen Ethnologen Fernando Ortiz zurückführen, der bereits 1940 in seinem Hauptwerk *Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar* den (dynamischen) Begriff ›Transkulturation‹ geprägt hat. Die Wiederaufnahme von Ortiz' Konzept durch Mary Louise Pratt in ihrer einflussreichen Studie *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation* aus dem Jahr 1992 hat den Begriff der Transkulturation einer breiten akademischen Öffentlichkeit nahe gebracht und vor allem innerhalb der Geisteswissenschaften zu dessen Verbreitung beigetragen. Dort ist der Begriff im Laufe der 1990er Jahre sukzessive zum Konzept der Transkulturalität weiterentwickelt worden, und zwar im deutschsprachigen Raum vorwiegend in Auseinandersetzung mit der philosophischen (Welsch 1999) und anthropologischen (Hannerz 1996) Globalisierungsforschung.

Globale Kulturen, so der Ausgangspunkt, zeichnen sich durch ihre Fluidität, Grenzverschiebung beziehungsweise -aufhebung aus und entwickeln neue

Strategien des kulturellen Ein- und Ausschlusses und damit auch neue und präzisere Beschreibungsbegriffe für bisher nicht benennbare Kategorien von Kultur, für die bereits einige Neologismen entstanden sind, so zum Beispiel *ethno-spaces*, *media-spaces*, *techno-spaces* (vgl. Appadurai 1990).

Denn die Vorstellung einer Differenz zwischen Kulturen – andernfalls wäre der Plural an sich sinnlos – verlangt nach der Idee einer geschlossenen, homogenen Identität einer Kultur (Koschorke 2004; Bhatti 2007). Sowohl das Konzept kultureller Differenz als auch dasjenige kultureller Identität sind allerdings mittlerweile fragwürdig geworden: Der ›*Clash of Civilizations*‹ (Huntington 1996) ist ebenso problematisch, wie die Annahme einer kulturellen Identität im Zeitalter postmoderner Migrationsströme unangemessen erscheint (vgl. Welsch 1999). Zur Diskussion steht daher die Frage, ob es zwischen so genannter ›Identität‹ und als solcher identifizierter ›Alterität‹ tatsächlich um ebendiese Option des ›Entweder-Oder‹, und das heißt um »Zwangsalternativen« geht (Koselleck 1986: 297; Assmann/Assmann 1990; Melville 2001; Tarde 2009).

Dabei versprach der Begriff der Transkulturalität nicht nur den der Inter- oder Multikulturalität, sondern auch den des Postkolonialismus abzulösen: Indem er den Kolonialismus zwar einschließt, ihn aber als nur eine Form der transkulturellen Dynamisierung neben andere stellt, wurde dem Zeitalter der Kolonialisierung und der Dekolonialisierung keine historische Sonderstellung mehr eingeräumt. Vielmehr geht es nun darum, Transkulturalität mit einer neu konfigurierten historischen Tiefe zu erarbeiten, das heißt neuzeitliche, aber auch antike und mittelalterliche Prozesse der Transkulturalität ebenso ins Auge zu fassen wie die der Moderne und der Globalisierung. Ein transkultureller Forschungsansatz führt zu einer stärkeren Herausbildung der *trans area studies* (vgl. Ette 2012), die der Erforschung trans- und postnationaler Räume besser gerecht werden als die traditionellen *area studies*. Allerdings lässt auch das Konzept der Transkulturalität viele Fragen offen beziehungsweise es stellen sich neue Fragen, die durch transkulturelle Denkmodelle entstehen. So etwa: Wie lassen sich kulturell geprägte Wertvorstellungen und Normen mit dem Konzept der Transkulturalität vereinbaren? Wie geht ein Konzept der Transkulturalität mit Ambivalenzen um? Was geschieht in einem transkulturellen Kontext mit den Machtverhältnissen? Welche Rolle spielt die Nation beziehungsweise das Territorium oder das Imperium in einem transkulturellen Modell? Wie beziehen sich Materialität und Kultur aufeinander? Welche Narrative dienen dazu, eine Vision von Transkulturalität zu entwerfen und zu festigen? Wie verhalten sich Zeitkulturen und Raumkulturen zueinander, wenn man davon ausgeht, dass Kulturen nicht nur auf einer synchronen, sondern auch auf einer diachronen Achse miteinander interagieren?

Diese Fragen ergeben sich zum großen Teil aus dem systematischen Problem, wie das Verhältnis von Entität, Abgrenzung und Grenzüberschreitung gedacht werden soll. Oder anders – etwas systemtheoretischer – ausgedrückt, das Verhältnis von System, Systemgrenze und Systemkommunikation beziehungsweise Umwelt des Systems bleibt am Beispiel der Transkulturalität unklar. Dies liegt möglicherweise daran, dass nicht zwischen den eher erkenntnistheoretischen Funktionen von Differenzen, wie sie die linguistischen Differenztheorien nahelegen, und den eher politischen und historischen Grenzziehungen, wie sie die Kulturwissenschaften betrachten, unterschieden wird. Selbstverständlich – so hat uns die Diskurstheorie des 20. Jahrhunderts gelehrt – lassen sich beide Ebenen nicht vollkommen trennen. Trotzdem sollte man nicht vergessen, dass man sehr gut ohne Nationen und Kulturen leben, nicht aber ohne Zeichen und Begriffe denken und sprechen kann. Geht es bei der Transkulturalität um die Kritik an einem überkommenen, im Grunde nationalistisch aufgeladenen Kulturbegriff mit der Konsequenz, den Begriff und das Konzept ganz abzuschaffen? Oder soll vielmehr das Konzept gerade in der ständigen Überschreitung aufgehoben und gewissermaßen ›gerettet‹ werden; und weiter: soll dies ein paradigmatischer Vorschlag sein, der auch für Transgender, Transnationalität etc. gilt? Wären also alle ›Trans‹-Formationen als kleine Geschwister der Dekonstruktion anzusehen, indem sie überkommene und problematische Konzepte mangels anderer Begrifflichkeiten weiterverwenden und mit dem Index ›trans‹ versehen, damit de-konstruieren, um ihre problematische Funktion zu kennzeichnen?

Man könnte allerdings auch weniger systematisch und eher historisch argumentieren und die ›Trans‹-Bildungen als Einzelfalllösungen sehen, die bestimmte Phasen der Auflösung oder des Umbaus bestimmter Konzepte beschreiben helfen. Im Falle der Transkulturalität wäre dies eine spezifische Phase der Globalisierung, die eine maximale Angleichung von Kulturen bei gleichzeitiger Erkennbarkeit der Differenzen und ihrer diskursiven und rhetorischen Einbettung in die jeweiligen weltanschaulichen Lager zu beschreiben helfen würde. Während mir die systematische Verwendung wenig vielversprechend zu sein scheint, hat die historische durchaus Vorteile: Man behält eine Nomenklatur bei und signalisiert, dass sie sich in einem Wandlungsprozess befindet.

Ein anderer Vorschlag wäre, sich mit einem alternativen Modell der Begriffsbestimmung beziehungsweise der Konzeption von kulturellen Begriffen zu befassen. Dieses Modell beruht nicht auf der Bestimmung von Einheiten durch ihre Differenz zu anderen Einheiten – Zeichen oder auch Systemen –, sondern auf einer granularen Abstufung von mehr oder weniger Ähnlichkeit im

Hinblick auf einen Idealtypus. Grenzen sind hier entsprechend nicht als Demarkationslinien, sondern als breite Zonen des Übergangs zu denken.

Dieses Modell stammt ursprünglich aus der Philosophie, genauer aus dem Spätwerk von Ludwig Wittgenstein und wurde dann von den Linguisten Lea Rosch, George Lakoff und Lotfi Zadeh in den 1970er Jahren aufgenommen. Heute firmieren solche Überlegungen vor allem unter dem Label ›Fuzzy Logic‹, sie arbeitet nicht mit Identitäten und Differenzen, sondern mit mehr oder weniger starker Ähnlichkeit der verschiedenen Phänomene.

Similarity oder Ähnlichkeit als Prinzip der Anordnung von einzelnen Phänomenen im System ist nicht unumstritten, im Gegenteil: »Similarity worries philosophers«, stellt Linda B. Smith lakonisch fest und konstatiert zugleich, dass der Ähnlichkeit philosophisch offenbar nicht beizukommen, dagegen eine psychologische Theorie der Ähnlichkeit nicht nur möglich, sondern dringend erforderlich sei. (Smith 1993: 216)

In der psychologischen und zunehmend auch kognitionswissenschaftlichen Diskussion über Ähnlichkeit werden Modelle und Methoden ausgewählt, die – wie die Fuzzy Logic von Lotfi Zadeh oder die ›Prototypenlehre‹ von Eleanor Rosch – unter anderem auf Wittgensteins Überlegungen zur ›Familienähnlichkeit‹ zurückgehen. Sie wollen die Eigenschaften, Grenzen und Leistung von Ähnlichkeit gerade nicht exakt festlegen, sondern sie in ihrer Vagheit zu erfassen und zu beschreiben versuchen. (Vgl. Rehkämper 2005) Rosch überprüft mit empirischen Methoden die Funktion von Wittgensteins Modell der ›Familienähnlichkeiten‹ und konstatiert bereits 1975:

»There is a tenacious tradition of thought in philosophy and psychology which assumes that items can bear a categorical relationship to each other only by means of the possession of common criterial attributes [...] the categorical relationship in categories which do not appear to possess criterial attributes [...] can be understood in terms of the principle of family resemblance.« (Rosch/Mervis 1975: 605)

Kategorienbildung nach dem Modell der Familienähnlichkeiten muss auf scharfe Abgrenzungen verzichten, also eine gewisse Vagheit der Grenzen in Kauf nehmen. Die Vagheit selbst rückt dadurch in den Fokus und gilt nicht mehr in erster Linie als zu behebendes Defizit.

»The exploitation of the tolerance for imprecision and uncertainty underlies the remarkable human ability to understand distorted speech, decipher sloppy handwriting, comprehend nuances of natural language, summarize text, recognize and classify images, drive vehicles in dense traffic and, more generally, make rational decisions in an environment of uncertainty and imprecision.« (Zadeh 1994: 77)

Zadeh schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung: »The role model for fuzzy logic is the human mind.« (Ebd. 83) Kulturwissenschaftler_innen mag die Begeisterung des Mathematikers und Informatikers Zadeh für Unschärfe und Vagheit erstaunen, ja sogar befremden. Unschärfe ist ausgerechnet denjenigen Fächern und Disziplinen, die damit vertraut sein sollten, nach wie vor suspekt. Während sich die *humanities* immer noch an einem Ideal technischer Präzision zu orientieren versuchen, entdeckt die Informatik – beziehungsweise die Theorie der Fuzzy Logic – die Unschärfe beziehungsweise die Leistungen einer klug kalkulierten Unschärfetoleranz.

So könnte man die Kritik an Luhmanns strikten Systemgrenzen mit Hilfe der Fuzzy Logic, wie sie die Soziologen Thomas Kron und Lars Winter 2005 vornehmen, gewissermaßen als einen ›Reimport‹ der Unschärfe in die Gesellschafts- und Kulturtheorie bezeichnen. Die Autoren scheinen darauf besonders hinweisen zu müssen:

»[...] die Annahme von vagen Kommunikationen und Fuzzy-Systems für die moderne Gesellschaft (darf) nicht als ›evolutionärer Rückschritt‹ verstanden werden. Im Gegenteil! Aus der Perspektive der Fuzzy-Systems liegt die besondere Leistung der funktional differenzierten Gesellschaft darin, mit der endemischen Vagheit von Kommunikation umgehen zu können, ohne sie beseitigen zu müssen.« (Kron/Winter 2005: 391)

Das, so möchte man ergänzen, gilt nicht nur für moderne Gesellschaften, sondern auch für moderne Individuen, die der »binären Idiotie« (Sloterdijk 2004, zit.n. Kron/Winter 2005: 392) eben so wenig gewachsen sind wie soziale Systeme. ›Binäre Idiotie‹ lässt sich dekonstruieren oder auch mit ›trans‹-Konzepten apostrophieren, der Gewinn dabei ist allerdings fraglich. Stattdessen ließe sich das Konzept der Transgression durch das der *vagueness* ersetzen.

Der Psychologe James A. Hampton analysiert das Problem der *vagueness* seit den 1980er Jahren in verschiedenen viel beachteten Publikationen und greift dabei wiederum insbesondere auf die Ergebnisse von Eleanor Rosch, Lotfi A. Zadeh (vgl. Zadeh 2005) und George Lakoff (vgl. Lakoff 1990) aus den 1970er Jahren zurück. »As Rosch and many others have noted, we use our conceptual system to reduce the complexity of our environment to a manageable level by

focussing attention on the relevant dimensions.« (Hampton 2007: 377; vgl. auch Kluck 2014) Die Reduktion von Komplexität nennt Lakoff ›Idealisierung‹ und betont, dass bereits Wittgenstein in den 1950er Jahren darauf hingewiesen habe, wie es möglich sei »to learn the clear cases of a concept without knowing how to determine the boundaries of its conceptual category.« (Hampton 2007: 377) Man könne also ohne weiteres Prototypen und einschlägig repräsentative ›Zentren‹ eines Begriffes erkennen lernen, ohne sich dabei Gedanken machen zu müssen über Grenzfälle und Sonderereignisse: »The boundaries remain fluid for good reasons« (ebd.), konstatiert Hampton.

Grenzen müssen fließend sein, weil Kategorien sonst die notwendigen Anpassungsleistungen an semantische, aber eben auch an etwa soziale, kulturelle, historische und politische Veränderungen nicht leisten könnten. »Uncertainty is linked to information through the concept of granular structure – a concept which plays a key role in human interaction with the real world.« (Zadeh 2005: 2) ›Diffusitätstoleranz‹ könnte man die hierfür notwendige Haltung nennen: Vielleicht ist dies die Zukunft der ›Trans-Konzeptek‹?

LITERATUR

- Appadurai, Arjun (1990): Disjuncture and difference in the global cultural economy, in: *Theory, Culture and Society* 7, S. 295-310.
- Assmann, Aleida/Assman, Jan (1990): Kultur und Konflikt. Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns, in: Jan Assmann/Dietrich Harth (Hg.), *Kultur und Konflikt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-48.
- Bhatti, Anil (2007): »...zwischen zwei Welten schwebend...‹ Zu Goethes Fremdheitsexperiment im ›West-östlichen Divan‹«, in: Hans-Jörg Knobloch/Helmut Knobloch (Hg.), *Goethe. Neue Ansichten – Neue Einsichten*, Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 103-121.
- Ette, Ottmar (2012): *TransArea. Eine literarische Globalisierungsgeschichte*, Berlin: De Gruyter.
- Hampton, James A. (2007): »Typicality, graded membership, and vagueness«, in: *Cognitive Science* 31, S. 355-384.
- Hannerz, Ulf (1996): *Transnational Connections: Culture, People, Places*, London: Routledge.
- Huntington, Samuel P. (1996): *The Clash of Civilizations and the Remaking of the World Order*, New York: Simon & Schuster.
- Kluck, Nora (2014): *Der Wert der Vagheit*, Berlin: De Gruyter.

- Koschorke, Albrecht (2004): Codes und Narrative. Überlegungen zur Poetik der funktionalen Differenzierung, in: Walter Erhart (Hg.), Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? DFG-Symposium 2003, Stuttgart: Metzler, S. 174-185.
- Koselleck, Reinhard (1986): Jaspers, die Geschichte und das Überpolitische, in: Jeanne Hersch et al. (Hg.), Karl Jaspers. Philosoph, Arzt, politischer Denker, München: Piper, S. 292-302.
- Kron, Thomas/Winter, Lars (2005): »Fuzzy-Systems – Überlegungen zur Vagheit sozialer Systeme«, in: Soziale Systeme 11, Heft 2, S. 370-394.
- Lakoff, George (1990): Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal About the Mind, Chicago/London: University Of Chicago Press.
- Mauss, Marcel (1968): Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Melville, Gert (Hg.) (2001): Institutionalität und Symbolisierung. Verfestigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart, Köln u.a.: Böhlau.
- Ortiz, Fernando (1987): Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar [1940]. Dt.: Tabak und Zucker. Ein kubanischer Disput, Frankfurt a.M.: Insel.
- Pratt, Mary Louise (1992): Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation, London u.a.: Routledge.
- Rehkämper, Klaus (2005): »Ist der Begriff der bildhaften Ähnlichkeit wirklich undefinierbar?« In: Klaus Sachs-Hombach (Hg.), Bildwissenschaft zwischen Reflexion und Anwendung, Köln: Herbert von Halem Verlag, S. 242-250.
- Rosch, Eleanor/Mervis, Carolyn B. (1975): »Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories«, in: Cognitive Psychology 7, S. 573-605.
- Sloterdijk, Peter (2004): Sphären III, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Smith, Linda B. (1993): »The Concept of Same, Advances in child development and behavior«, in: H.W. Reese (Hg.), Advances in Child Development and Behavior (Vol. 24), San Diego: Academic Press, S.216-253.
- Tarde, Gabriel (2009[1890]): Die Gesetze der Nachahmung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Welsch, Wolfgang (1999): Transculturality: The Puzzling Form of Cultures Today, in: Mike Featherstone, Scott Lash (Hg.), Spaces of Culture. City, Nation, World, London, New Delhi: SAGE, S. 194-213.
- Zadeh, Lotfi A. (1994): »Fuzzy Logic, Neuronal Networks, and Soft Computing«, in: Communications of the ACM, Vol. 37, No. 3, S. 77-84.
- Zadeh, Lotfi A. (2005): »Toward a Generalized Theory of Uncertainty (GTU) – An Outline«, in: Informations Sciences 172, S.1-40.